

Deutsche  
Gesellschaft  
für Philosophie e.V.

## Mitteilungen

Herbst 2016 — Nr. 33  
Analytisch vs. kontinental?

Thema	
... Falsche Gegensätze	2f.
... Der Strich auf der Landkarte	4–6
... Abbau »kontinentaler« Professuren?	7f.
Aufruf zum Welttag der Philosophie	6
DGPhil-Sommerpraktikum 2016	8
Unbezahlte Lehre: Ein Blick ins Gesetz	9–11
Aus der Geschäftsstelle	11
Impressum	8



# Falsche Gegensätze

Über analytische und kontinentale Philosophie

Prof. Dr. Dr. h.c. Dominik Perler

Es ist verlockend, in Gegensätzen zu denken. Dies gilt auch für die Einordnung verschiedener philosophischer Schulen oder Methoden. So ist es verlockend, die analytische Philosophie schroff der kontinentalen Philosophie gegenüber zu stellen und hier einen Gegensatz zu sehen. Dann kann man leicht den eigenen »guten« Ansatz von dem zu bekämpfenden »schlechten« abgrenzen. So kann man etwa sagen: Die analytische Philosophie steht in einem Gegensatz zu der begrifflich unklaren und argumentativ schwammigen kontinentalen Philosophie. Oder man kann umgekehrt behaupten: Die kontinentale Philosophie steht in einem Gegensatz zu der sterilen, auf Logik fixierten und ahistorischen analytischen Philosophie. Das eigene Licht strahlt im Angesicht der düsteren Finsternis noch heller.

Doch was verlockend ist, kann auch irreführend sein. Bereits Bernard Williams hat darauf hingewiesen, dass die Gegenüberstellung von analytischer und kontinentaler Philosophie ebenso schief ist wie jene von Autos mit Vierradantrieb und solchen, die aus Japan stammen. Methodischer Ansatz und Herkunft sind nicht miteinander vergleichbar. Natürlich lassen sich auch sinnvolle Vergleiche

anstellen. So kann man einzelne Philosophen historisch einordnen und fragen, wie sich die Entwicklungslinie, die von Frege über Wittgenstein bis Davidson reicht, zu jener verhält, die von Husserl über Heidegger bis Derrida führt. Doch dann muss man sich konkreten Problemdiskussionen in konkreten Texten zuwenden. Eine pauschale Gegenüberstellung von »guten« und »schlechten« Philosophen ist dann ebenso wenig angebracht wie beim Vergleich von Empiristen und Rationalisten in der Frühen Neuzeit. Und vielleicht wird man im Verlauf der Untersuchung feststellen, dass die Vertreter der beiden Strömungen teilweise an ganz ähnlichen Problemen interessiert waren. Es ist daher nicht erstaunlich, dass sich in den letzten Jahren zwei neue Unterdisziplinen der Philosophiegeschichte etabliert haben, nämlich die Geschichte der analytischen Philosophie und die Geschichte der kontinentalen Philosophie oder der Phänomenologie. Wie bei jeder seriösen Philosophiegeschichtsschreibung geht es auch hier nicht um polemische Zuspitzung, sondern um eine sorgfältige Rekonstruktion und differenzierte Beurteilung einzelner Theorien, auch um einen Theorienvergleich. Wie gerade die vergleichenden Arbeiten zeigen, etwa

jene zu Frege und Husserl, lassen sich spannende Querverbindungen herstellen.

Ebenso sinnvoll ist es, verschiedene methodische Ansätze miteinander zu vergleichen und zu fragen, wie sich Sprachanalyse zur Analyse von unmittelbar erfahrbaren Phänomenen verhält. Aber auch dann sollte man sich konkreten Analysen zuwenden. Ist die Sprachanalyse bei Carnap oder in Searles Sprechakttheorie gemeint? Und geht es um die Phänomenanalyse bei Husserl oder in Schmitz' Theorie der Leiblichkeit? Pauschale Gegenüberstellungen führen hier nicht weiter. Zudem gilt es zu beachten, dass es gar keinen einheitlichen methodischen Ansatz gibt. Gerade die Sprachanalyse ist heute äußerst umstritten und gilt teilweise als überholt. Folgt man etwa Ted Sider, sollte man sich nicht mit reiner Sprachanalyse aufhalten, sondern »das Buch der Welt schreiben« und untersuchen, worin die fundamentale Struktur der Wirklichkeit besteht. Ist Sider also kein analytischer Philosoph? Dies ist eine irreführende Frage. Sie unterstellt etwas, was es gar nicht gibt: eine homogene Schule mit einer verbindlichen Methode. Viel spannender ist es, sich einzelne Beispiele anzuschauen und zu prüfen, welche Art von Analyse jeweils



## Mitteilungen

Herbst 2016 — Nr. 33  
Analytisch vs. kontinental?

betrieben wird, wie sie begründet wird und welche Ergebnisse mit ihr gewonnen werden. Husserls Leitspruch »Bitte mehr Kleingeld!« gilt auch hier: Nur detaillierte Einzelstudien bringen neue Einsichten. Mit simplen Kategorisierungen kommt man nicht voran – nicht einmal in institutioneller Hinsicht. Auch wenn eine Stelle zu besetzen ist, geht es nicht darum, einfach eine Schublade zu füllen, sondern eine inhaltlich originelle und methodisch reflektierte Person zu finden, möge sie nun über Heideggers Wahrheitsbegriff oder über »Grounding« in der Metaphysik arbeiten.

Nun mag man einwenden, dass dies doch eine allzu konziliante Haltung ist. Gibt es nicht mindestens zwei gewichtige Unterschiede, nämlich die begriffliche Klarheit, die der kontinentalen Philosophie fehlt, und die historische Tiefe, die umgekehrt der analytischen Philosophie fehlt? Muss man sich nicht für das eine oder das andere entscheiden, auch wenn man eine Stelle besetzt? Keineswegs. Hinsichtlich der begrifflichen Klarheit gilt es zunächst zu beachten, dass einzelne Begriffe erst dann klare Konturen erhalten, wenn sie innerhalb einer ganzen Theorie situiert werden. Deshalb erscheint vieles unklar, wenn man mit einer Theorie nicht vertraut ist. Je tiefer man in sie eintaucht, desto besser werden die Kernbegriffe verständlich. Dies gilt für Hegel genauso wie für Frege. Selbst wenn man sich in eine Theorie eingearbeitet hat, mag einiges noch unklar bleiben. Doch dann besteht die Herausforderung darin, eine Interpretation vorzulegen, die Klarheit schafft. Ist etwa Heideggers Begriff von Dasein dunkel? Vielleicht. Eine gute Interpretin wird aber

versuchen, diesen Begriff so zu erläutern und in eine heutige Sprache zu übersetzen, dass er verständlich wird. Daher gibt es höchstens einen Unterschied zwischen klärenden und bloß paraphrasierenden Zugängen zu schwierigen Texten, aber nicht einfach einen Gegensatz zwischen unklarer kontinentaler und klarer analytischer Philosophie. Auch Frege und Wittgenstein kann man ja bloß im Jargon nacherzählen oder erhellend interpretieren.

Und wie steht es mit der historischen Tiefe? Hier sollte man beachten, dass sie zwar häufig hilfreich, aber nicht immer angebracht ist. Wer ein Problem rein systematisch angeht, sollte verschiedene Lösungsstrategien, die in der heutigen Debatte zur Verfügung stehen, kritisch prüfen und eine eigene Lösung anbieten. Historische Exkurse können dann eher hinderlich sein. Es wäre daher abwegig, von jeder Philosophin, die etwa an Problemen der Gegenwartsmetaphysik arbeitet, auch umfassendes historisches Wissen zu verlangen. Freilich fällt gerade in der Gegenwartsdebatte auf, dass es eine Rückbesinnung auf frühere Theorien gibt. So ist die Renaissance des Essentialismus in der analytischen Metaphysik nicht zuletzt durch eine Beschäftigung mit der aristotelischen Tradition angeregt worden – so etwa bei Kit Fine, der sich explizit auf Aristoteles beruft. Es gibt in der heutigen analytischen Philosophie also durchaus eine historische Tiefe, und es gab sie natürlich schon bei analytischen Klassikern. Man denke nur an Russell, der ein wichtiges, noch heute einflussreiches Buch zu Leibniz geschrieben hat.

Mit den Vorurteilen gegenüber scheinbar fehlenden Tugenden der analytischen oder der kontinentalen Philosophie verhält es sich wie mit allen Vorurteilen: Je näher man sie betrachtet, desto mehr stellen sie sich als unbegründet heraus. Natürlich gibt es Texte der einen oder anderen Richtung, die konfus, langweilig oder schlicht einfallslos sind. Dies diskreditiert aber nicht eine ganze Tradition und berechtigt auch nicht dazu, sie einfach in eine Schublade zu stecken.

Heißt dies, dass man die Unterscheidung zwischen analytischer und kontinentaler Philosophie ganz aufgeben sollte? Nicht ganz. Wie bereits erwähnt, ist es sinnvoll, verschiedene historische Entwicklungslinien zu zeichnen und mehrere methodische Ansätze in den Blick zu nehmen. Darüber hinaus ist es auch gewinnbringend, nach verschiedenen inhaltlichen Schwerpunkten zu suchen. Lässt sich etwa bei analytischen Autoren ein starkes Interesse am Individuum und seinen partikulären Erkenntnisprozessen feststellen, während kontinentale Autoren eher vom Individuum als Bestandteil einer ganzen Kultur ausgehen? Und widmen sich Philosophinnen in der analytischen Tradition ausgiebig der Untersuchung geistiger Zustände, während jene in der kontinentalen Tradition sich stärker mit der Erfahrung des eigenen Körpers befassen? Wo konvergieren die beiden Ansätze? Und wo verhalten sie sich komplementär? Diesen Fragen nachzugehen ist, wie mir scheint, reizvoll und lohnend. Falsche Gegensätze eröffnen jedoch keine neuen Perspektiven.

*Dominik Perler ist Präsident der DGPhil.*



## Mitteilungen

Herbst 2016 — Nr. 33  
Analytisch vs. kontinental?

# Der Strich auf der Landkarte

Über eine Subdisziplinenunterscheidung in der professionalisierten Philosophie

*Prof. Dr. Markus Wild*

**Mitteilungen**

Herbst 2016 — Nr. 33  
Analytisch vs. kontinental?

Im Jahr 1948 veröffentlichte der Psychologe Edward Tolman den mittlerweile klassischen Aufsatz »Cognitive maps in rats and men«. Darin führt er den Begriff der kognitiven Karte ein. Er stellt sich insbesondere die Frage, ob mentale Rattenkarten eher skizzenhafte oder eher umfassende Repräsentationen der Umgebung sind. Skizzenhafte Karten ziehen mit wenigen Strichen wenige Verbindungen, die nur unmittelbar nützliche Informationen verzeichnen. Demgegenüber enthalten umfassende Karten reiche Informationen, die Zusammenhänge deutlich werden lassen, deren unmittelbarer Nutzen noch gar nicht abzusehen ist.

Tolman stellt sich am Ende mit einer überraschenden Wendung die Frage, ob nicht in unserem Falle irrationale Phänomene wie Regression, Fixierung oder Outgroup-Aggression dadurch erklärt werden könnten, dass unsere umfassenden, facettenreichen, vielfach nutzbaren Karten durch skizzenhafte, informationsarme und nur egozentrisch brauchbare Karten ersetzt werden. Diese Blickverengung, vermutet Tolman, verdankt

sich letztlich einem Rückgriff auf kindliche Repräsentationen der Welt.

Was auch immer man vom kühnen Schritt von den Ratten zur Rationalität halten mag, der Schritt von umfassenden, facettenreichen, vielfach nutzbaren Karten zu skizzenhaften, informationsarmen, nur egozentrisch brauchbaren Karten erinnert mich an das Gefühl, das mich beschleicht, wenn es irgendwo um den Unterschied zwischen kontinentaler und analytischer Philosophie geht, was meistens mit Regression, Fixierung und Outgroup-Aggression einhergeht. Auf der philosophischen Landkarte wird ein dicker Strich gezogen, der die kontinentaleuropäische und die angelsächsische Tradition trennen soll. Dieser Strich wird mit stereotypen Unterscheidungen wie historisch vs. systematisch, dunkel vs. klar, kritisch vs. akademisch, rhetorisch vs. argumentativ, lebensweltlich vs. szientistisch, spekulativ vs. scholastisch, radikal vs. medioker usw. usw. schraffiert, bis er aussieht wie Stacheldraht. Analytische Philosophie erscheint vor diesem Hintergrund als Regression in die Scholastik, als Fixierung

auf Logik, als Ausrottung des Feindes; Kontinentalphilosophie scheint vom Fetisch der Geschichte beherrscht, freut sich an frühkindlichen Wortspielen, will ernsthafter Wissenschaft den Garaus machen. Schliesslich werden mithilfe dieser Micky-Maus-Karte komplizierte Marschrouten im Feuilleton, für Stellenbesetzungen, bei der Studienortswahl, in der Forschungsförderung oder auf Philosophietagungen vorgegeben. Obwohl vielen Philosophinnen und Philosophen klar zu sein scheint, dass diese Karte ein klägliches Konstrukt ist, dass die Kontraste schwierig zu halten sind und dass die Unterscheidungsbegriffe mehr diffamierenden als deskriptiven Wert besitzen, benutzen sie diese Karte immer wieder als Orientierungshilfe. Trotz des Bewusstseins, dass die philosophische Geographie umfassender und facettenreicher ist und dass ihre Möglichkeiten vielfach nutzbar sind, fällt man auf ein recht primitives Kartenformat zurück: ein Strich, zwei Hälften, hüben und drüben unklare Gegensätze.

Für eine Nicht-Unterscheidung macht diese Unterscheidung einen ziemlichen Un-

terschied. Da ich ein gewisses Vertrauen in die Rationalität unserer Disziplin habe, neige ich zur Ansicht, dass die Unterscheidung im Grunde genommen keine philosophische ist. Es geht nicht in erster Linie um doktrinaire, methodische oder stilistische Differenzen. Um welche Art von Unterscheidung handelt es sich dann nun aber? Ist sie geographisch, sprachlich, ästhetisch, historisch, ideologisch, politisch, soziologisch, psychologisch, strategisch? Oder haben die Leute ganz einfach einen grundverschiedenen Humor? Diese letzte Frage ist nicht nur humoristisch gemeint, denn wir wissen, dass Humor bei Gruppenbildungsprozessen eine wichtige Rolle spielt.

William Blattner hat in einem kleinen Online-Beitrag argumentiert, dass die Unterteilung analytisch/kontinental nicht philosophischer, sondern soziologischer Natur sei.<sup>1</sup> (Ähnliches hatte auch Brian Leiter gesagt.) Es sei deshalb irrational weiter an ihr festzuhalten. Leider erläutert Blattner nicht, inwiefern es sich um eine soziologische Unterscheidung handeln soll, und er erklärt ebenso wenig, warum es aus diesem Grunde rational wäre, die Unterscheidung fallen zu lassen. Könnte es nicht im Gegenteil rational sein, den immer wieder aufflammenden Streit, der irrtümlicherweise mit philosophischen Mitteln geführt wird, durch Institutionalisierung zu befrieden, indem, wie an machen nordamerikanischen Universitäten üblich, eigene Stellen für »Continental Philosophy« eingerichtet werden? Ich will damit nicht sagen, dass dies eine gute Lösung wäre, sondern nur einwenden, dass die Unterscheidung nicht allein schon deshalb irrational sein kann, weil sie soziologischer Natur ist.

Wenn die Unterscheidung aber nicht philosophischer, sondern eher soziologischer, historischer, politischer oder psychologischer Natur ist – worauf m.E. vieles hindeutet –, sollte sich mit ihr nicht die Philosophie auseinandersetzen. Was es braucht, ist eine soziologische oder historische Beschäftigung mit dieser Unterscheidung. Ein solches Projekt würde Fragen an die Unterscheidung aufwerfen: Woher stammt sie? Wie wird sie perpetuiert? Warum ist sie stabil? Was sind ihre Merkmale? Was ihre Auswirkungen? Dies sind Fragen für eine Soziologie der Philosophie, die zumindest in Ansätzen bereits existiert.<sup>2</sup> Sicher würde zu diesem Bild beispielsweise die Professionalisierung der Philosophie gehören. Wie ist diese im deutschen Sprachraum verlaufen? Blickt man auf Nordamerika, so hat sich seit Mitte des 20. Jahrhunderts die Anzahl an professionellen Philosophen und Philosophinnen, an publizierten Texten und an neugegründeten Journals massiv erhöht. Philip Quinn hat in »Remarks on the Sociology of Philosophy« bereits 1987 bemerkt, wie stark allein die Anzahl der Philosophinnen und Philosophen gewachsen ist.<sup>3</sup> 1920 zählte die American Philosophers Association knapp 200 Mitglieder, 1970 waren es doppelt so viele, in den 1980er-Jahren stieg die Zahl auf über 6000, heute ist die Schwelle von 10 000 Mitgliedern überschritten. Man kann – darauf hat mich die Arbeit von Eugenio Petrovich aufmerksam gemacht<sup>4</sup> – im Anschluss an D.J. de Solla Price von einem Wechsel von »Little Science« zu »Big Science« sprechen.<sup>5</sup> Damit gehen einige nicht unbedeutende Verschiebungen einher: Die epistemische Autorität der professionalisierten Philosophie

ist in Forschungsliteratur verkörpert, nicht in klassischen Autoren; der soziale Ideolekt einer Kleingruppe und die häretischen Abweichungen davon werden durch eine technische Sprache und eine standardisierte Textproduktion ersetzt; es findet eine Aufteilung in spezialisierte Subdisziplinen statt; der Austausch wird stark internationalisiert; die Forschung orientiert sich an Forschungsprogrammen und erhöht so die Drittmittelquote.

Es gibt noch einen weiteren Grund, warum die Unterscheidung nicht innerphilosophischer und eher soziologischer Natur ist. Die Trennung von analytischer und kontinentaler Philosophie macht sich auch im Verhältnis des Fachs Philosophie zu anderen Geistes-, Kultur- und Sozialwissenschaften bemerkbar. Die Mitglieder der Geisteswissenschaften außerhalb der Philosophie benutzen häufig (und häufig vielfach vermittelt) und mit einigem Aufwand Theoreme, Begriffe von Denkern wie Benjamin, Adorno, Heidegger, Derrida, Lacan, Foucault, Deleuze, Bourdieu, Agamben, Butler, Žižek oder Latour, die paradigmatisch für die kontinentale Tradition stehen. Die daraus entstehenden diskursiven Gebilde wurden und werden bisweilen als »Theory« bezeichnet. Aus der Sicht nicht weniger analytisch geprägter Philosophiedepartemente handelt es sich bei »Theory« um (wie es Barbara Carnevali jüngst ausgedrückt hat) »fake philosophy for non-philosophers«.<sup>6</sup> Mir geht es nicht darum, ob diese Charakterisierung zutreffend ist. Tatsache ist, dass der schraffierte Strich auf der akademischen Landkarte die Kommunikation zwischen den Philosophen und ihren Kolleginnen aus den Geisteswissenschaften bisweilen erheblich



## Mitteilungen

Herbst 2016 — Nr. 33  
Analytisch vs. kontinental?

erschwert. Dies ist für das akademische Zusammenleben belastend. Analytisch geprägte Philosophinnen und Philosophen dürfen, so scheint mir, die Fähigkeit zu einer fruchtbaren Kommunikation mit den geisteswissenschaftlichen Fächern nicht verlieren. Eben dies erweist sich aber hin und wieder als eine reale Gefahr. Auch vor diesem Hintergrund wäre es wichtig, die Untersuchung der Unterteilung analytisch/kontinental in die richtigen wissenschaftlichen Hände zu legen. Und dies können keine nur philosophischen Hände sein, wenn es zutrifft, dass die Unterscheidung soziologischer, politischer oder historischer Natur ist. Schließlich hat Tolman die Untersuchung der Navigationsfähigkeiten seiner Ratten ja auch nicht der Geographie überlassen, und auch nicht den Ratten selbst.

*Markus Wild ist Professor für theoretische Philosophie an der Universität Basel.*

## Anmerkungen

**1** Blattner, W., Some Thoughts About Continental and Analytic Philosophy, <http://faculty.georgetown.edu/blattnew/contanalytic.html> (29.9.2016). **2** Vgl. Collins, R., The Sociology of Philosophies. A Global Theory of Intellectual Change, Cambridge, Mass. 2000. Die Ausführungen zum Kontrast analytisch/kontinental sind allerdings sehr mager. **3** Quinn, P. L., Remarks on the Sociology of Philosophy, Proceedings and Addresses of the APA 61.1 (1987), 109–113. **4** Petrovich, E., From Little Philosophy to Big Philosophy, Vortrag, Symposium der SPG, Genf, 15.–16.9.2016. **5** De Solla Price, D. J., Little Science, Big Science, N. Y. 1963. **6** Carnevali, B., Against Theory, <http://www.brooklynrail.org/2016/09/criticspage/against-theory> (30.9.2016).



Organisation  
der Vereinten Nationen  
für Bildung, Wissenschaft  
und Kultur

## Welttag der Philosophie

mit Unterstützung  
der Deutschen  
UNESCO-Kommission

# Aufruf zum UNESCO-Welttag der Philosophie 2016

*Dr. Lutz Möller*

Am 17. November 2016 ist der Welttag der Philosophie. Philosophie in der Schule, Philosophie in der Volkshochschule oder der Universität, Philosophie in der Galerie oder im Museum, in der Stadtbibliothek oder im Café – all das hat der Welttag zu bieten. Hunderte von Diskussionsrunden, Philosophie-Slams, Tagungen und Projekttagen sind weltweit zu erwarten.

Jedes Jahr am dritten Donnerstag im November wird der UNESCO-Welttag der Philosophie gefeiert. Am Welttag der Philosophie geht es um kritisches Denken, Diskussion

über Lebenssinn und globale Herausforderung und um den Austausch des besten Arguments. Zum zwölften Mal begeht die UNESCO 2016 den Welttag.

Die DGPhil und die Deutsche UNESCO-Kommission rufen zur Beteiligung an diesem Welttag auf. Einen Veranstaltungskalender und Beteiligungsmöglichkeiten finden Sie unter <https://www.unesco.de/wissenschaft/philosophie/welttag-der-philosophie/tag-der-philosophie-2016.html>

*Dr. Lutz Möller ist Stellvertretender Generalsekretär der Deutschen UNESCO-Kommission.*



## Mitteilungen

Herbst 2016 — Nr. 33  
Analytisch vs. kontinental?

# Abbau »kontinentaler« Professuren?

Stellungnahme des Vorstandes der Deutschen Gesellschaft für Philosophie

*Die folgende Frage wurde dem Vorstand der DGPhil im November 2015 von der Frankfurter Allgemeinen Zeitung gestellt. Im Interesse der Transparenz drucken wir die Antwort hier als öffentliche Stellungnahme ab.*

**Frage:** Lässt sich eine Tendenz erkennen, dass Professuren mit dem Schwerpunkt Kontinentale Philosophie in Deutschland abgebaut werden?

**Antwort des Vorstandes der DGPhil:** Unter Rekurs auf die expliziten Denominationen der aktuell besetzten Professuren lässt sich eine solche Tendenz nicht erhärten. Üblicherweise bringen die Bezeichnungen der Professuren lediglich die Schwerpunktsetzung in Bezug auf Disziplinen der Philosophie zum Ausdruck, heißen also etwa: »Theoretische Philosophie«, »Praktische Philosophie« und je nach Struktur des Instituts »Geschichte der Philosophie«, »Ästhetik«, »Anthropologie«, »Technikphilosophie«, »Angewandte Ethik« etc. Wie der jeweilige Schwerpunkt dann methodisch ausgefüllt und realisiert wird, ist de\_r jeweiligen Stelleninhaber\_in überlassen.

Tendenzen hin zu bestimmten Methoden oder Schulen stellen sich entsprechend weniger durch einen geplanten Abbau oder Aufbau bestimmter Felder ein, sondern sind das Resultat von Berufungspraxen. Dass es auch in der Philosophie »Moden« in Bezug auf bestimmten Themen und damit verbunden möglicherweise auch in Bezug auf bestimmte Methoden gegeben hat und weiter gibt, soll gar nicht in Abrede gestellt werden. In jüngster Zeit ist aber vor allem zu beobachten, dass »Brückenschläge« zwischen der sog. »Kontinentalen Philosophie« und analytischen Methoden unternommen werden (etwa: Kant- oder Hegel-Rezeption auf der Grundlage von Methoden und Fragestellungen, die aus der Tradition der Analytischen Philosophie stammen, eine öffnende Hinwendung der Analytischen Philosophie zu Fragen der Existenzphilosophie etc.). Diese innovativen Verbindungen wirken einer unproduktiven Lagerbildung entgegen und sollten gefördert werden – freilich nicht nur in Bezug auf eine Methode (die analytische), sondern auch in Bezug auf andere Methoden der Philosophie (wie etwa: Dialektik, Phänomenologie, Pragmatismus, Transzendentalphilosophie etc.),

um einen Methodenpluralismus zu garantieren bzw. auch in dieser Hinsicht eine Weiterentwicklung anzuregen.

Die Gegenüberstellung von Kontinentaler und Analytischer Philosophie ist durchaus problematisch, weil Kontinentale Philosophien wie auch Analytische Philosophien keineswegs jeweils auf derselben methodischen Grundlage arbeiten, also gar nicht so einheitlich sind, wie die Bezeichnung es nahelegt. Prekär für eine anregende Pluralität der Perspektiven sind in Deutschland aber nicht nur etwaige Trends, sondern auch schon die institutionellen Bedingungen an den Instituten, die auf Grund der geringen Größe der Institute und der hohen Spezialisierung, die auch in der Philosophie gegeben ist, einen Methodenpluralismus und Professuren für Spezialgebiete kaum ermöglichen.

Damit an einem kleinen Institut mit z. B. nur drei Professuren noch ein sachlicher Austausch und eine Zusammenarbeit stattfinden kann, erscheint es bei der Besetzung von Stellen mitunter als zweckmäßig, einer »Monokultur« den Vorzug zu geben, statt Vertreter\_innen höchst unterschiedlicher, vielleicht auch konkurrierender »Schulen« zu berufen.

## Mitteilungen

Herbst 2016 — Nr. 33  
Analytisch vs. kontinental?

Für den Nachwuchs an einem solchen Institut kann allerdings der Eindruck entstehen, dass die am Institut gepflegte Methode (sei es in der Forschung, sei es in der Lehre) auch »die« Methode sei, mit der man philosophieren solle. Dies ist in der Tat kein wünschenswerter Effekt, sondern befördert vielmehr einen unkritischen Umgang mit philosophischen Fragen.

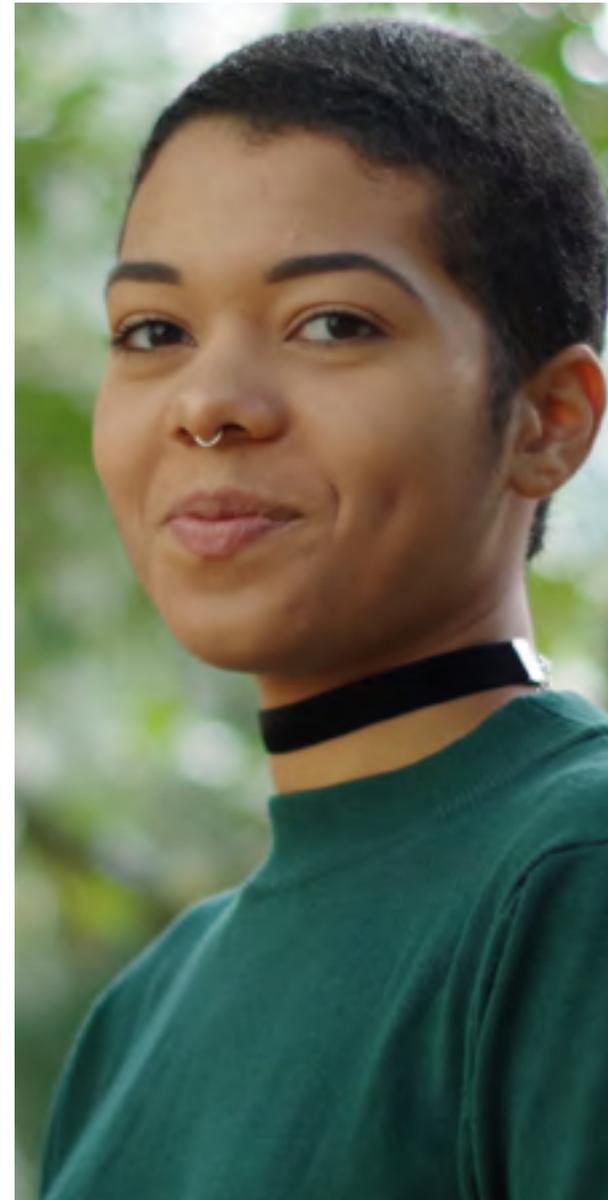
Aber: Statt in die Vergangenheit zu blicken und Lehrstühle zu zählen bzw. gegeneinander aufzurechnen, scheint es sinnvoller, wünschenswerte Tendenzen zu verstärken und zu unterstützen. Das sind aus Sicht des Vorstandes der DGPhil solche, die einer unproduktiven Front- und Lagerbildung und der damit verbundenen Dogmatisierung der Philosophie entgegenwirken, und durch die die Öffnung des philosophischen Blicks und der philosophischen Fragestellungen »in alle Richtungen« vorangetrieben wird.

## Impressum

DGPhil-Geschäftsstelle  
Friedrich-Schiller-Universität Jena  
– Institut für Philosophie –  
07743 Jena  
geschaeftsstelle@dgphil.de – <http://www.dgphil.de>  
V.i.S.d.P.: Prof. Dr. Andrea M. Esser  
Redaktion: Dr. Matthias Warkus (mw)  
Korrektur: Vanessa Haazipolo  
Gestaltung: Lea Lin Böhmer  
Satz: Matthias Warkus mit Adobe InDesign CC  
Bildnachweis: S. 1: gemeinfrei; S. 6: Deutsche UNESCO-Kommission; S. 8: Vanessa Haazipolo; S. 11: Daniel Schlesinger via Flickr (CC BY 2.0)

# DGPhil-Sommerpraktikum 2016

## Vanessa Haazipolo stellt sich vor



Mein Name ist Vanessa Haazipolo und ich studiere seit Oktober 2014 den interdisziplinären Studiengang Philosophie – Neurowissenschaften – Kognition an der Otto-von-Guericke-Universität in Magdeburg. Trotz der Vielfalt meines Studienganglehrplans gilt mein Hauptinteresse der Philosophie und momentan spezifisch den kontinentalen Ansätzen. Wohin der Wind mich nach meinem Bachelor im Herbst des nächsten Jahres trägt, weiß ich noch nicht genau. Vielleicht studiere ich weiter im PNK-Master in Magdeburg, vielleicht gehe ich hinaus in die Welt und mache einen Philosophie-Master in einer anderen, größeren Stadt Europas.

Das Praktikum bei der Geschäftsstelle der DGPhil von August bis Oktober war für mich eine gute Möglichkeit, den deutschen Philosophiebetrieb noch besser kennen zu lernen und einen Einblick in die Arbeit an einer Hochschule zu gewinnen – insgesamt eine sehr bereichernde Erfahrung.

In meiner Zeit in Jena war ich einerseits an der Erledigung alltäglicher Aufgaben beteiligt, andererseits habe ich einen großen Teil meiner Zeit einem Projekt zum Thema der unbezahlten Lehre in Deutschland gewidmet. Zum Abschluss dieser Projektarbeit soll ein Überblick über die verworrene und oft ungeklärte rechtliche Situation von unbezahlten Lehrenden in Deutschland entstehen, der auf der Website der DGPhil einsehbar sein wird.



## Mitteilungen

Herbst 2016 — Nr. 33  
Analytisch vs. kontinental?

# Durchsetzt von ungenauen Bedingungen

Unbezahlte Lehre – ein Blick in die Gesetzestexte

Vanessa Haazipolo

*Anlässlich des Vernetzungstreffens der DGPhil zum Thema unbezahlte Lehre im Mai 2016 entstand eine Liste von Anliegen und Forderungen, deren Erfüllung einen Beitrag zur Besserung der misslichen Lage unbezahlter Lehrender leisten soll. Im Rahmen eines Praktikums erfolgte nun in den letzten Monaten eine Recherche in Hochschul- und anderen Gesetzestexten, deren Ergebnis die Einrichtung einer Informationsseite über die uneinheitliche rechtliche Lage von unbezahlten Lehrenden auf der Homepage der DGPhil sein wird.*

Sie sind in die Philosophieinstitute in der Regeln nicht integriert. Sie zählen oft nicht als Mitglieder der Hochschule und sind nicht bei ihr angestellt. Sie haben meist keine eigenen Büros, sind vielen der Studierenden unbekannt und werden kaum oder gar nicht für ihre Lehre bezahlt. Die Lage der unbezahlten Lehrenden in Deutschland ist prekär.

Privatdozent\_in, außerplanmäßige\_r Professor\_in, Honorarprofessor\_in, Lehrbeauftragte\_r – dies sind Stellungen, die unter die Bezeichnung »unbezahlte Lehre« fallen. Es handelt sich, wenn auch mit unterschiedlichen Rahmenbedingungen, um Positionen an einer Hochschule, die weder mit einer festen Bezahlung noch mit einer festen Anstellung einhergehen.

Während die Studierendenzahlen in den letzten Jahren stetig angestiegen sind, stagniert die Anzahl der ordentlichen Professuren. Dass die Lehre und Betreuung der Studierenden nicht allein von den beamteten Hochschullehrer\_innen gestemmt werden kann, führt dazu, dass das Lehrangebot immer stärker durch unbezahlte Lehrende ergänzt werden muss.

Das Projekt zum Thema unbezahlte Lehre, das im Rahmen des diesjährigen Sommerpraktikums bei der DGPhil bearbeitet wurde, bestand in einer ausführlichen Recherche in den Hochschulgesetzestexten. Ziel war es, eine vergleichende Übersicht über die Regelungen der einzelnen Länder für die verschiedenen unbezahlten Positionen zu erstellen.

Was bei der Lektüre der Gesetze schnell auffällt, ist, dass die Regelungen in den verschiedenen Ländern sehr uneinheitlich und unkonkret sind. Die Hochschulgesetzestexte verweisen oft auf die Grundordnungen der Universitäten. Doch wer glaubt, dort Antworten auf seine Fragen bezüglich der Bestellung zu\_r unbezahlte\_n Lehrende\_n zu finden, irrt in den meisten Fällen. Der Verweis darauf, dass die Grundordnungen Näheres regeln, läuft häufig ins Leere.

Ein Beispiel dafür ist die rechtliche Lage von Honorarprofessor\_innen in Niedersach-

sen. Obwohl das Hochschulgesetz ausdrücklich auf die Grundordnungen verweist, beinhalten von 33 überprüften nur drei (!) eine ausführliche Erläuterung zu den rechtlichen Bedingungen für die Honorarprofessur.

Wer wirklich interessiert daran ist, selbst die genauen rechtlichen Grundlagen für eine Funktion in der unbezahlten Lehre zu recherchieren, muss sich nicht nur durch die Hochschulgesetzestexte, sondern auch durch Grundordnungen, Senatsbeschlüsse, Stellungnahmen von verschiedensten Ministerien, zusätzliche Ordnungen und teilweise sogar das Lehrauftragsvergütungs-, das Beamten- und das Grundgesetz kämpfen. Letzten Endes bleiben häufig trotzdem viele Fragen offen.

Diese rechtlich unzureichend geklärte Situation und die Realität des Hochschulbetriebes, in dem etliche unbezahlte Lehrende beschäftigt sind, stehen in einem enormen Missverhältnis zueinander. Das Einzige, das fast alle Hochschulgesetzestexte in Bezug auf die erwähnten sogenannten Bestellungsarten gemein haben, ist, dass sie festsetzen, dass die unbezahlten Lehrenden nicht als Angestellte oder Beamte gelten und in einer öffentlich-rechtlichen Rechtsbeziehung, also als selbstständige Privatpersonen, mit der Hochschule in Verbindung stehen.



## Mitteilungen

Herbst 2016 — Nr. 33  
Analytisch vs. kontinental?

Viele der übrigen gegebenen Regelungen sind durchsetzt von ungenauen Bedingungen, wie zum Beispiel der, dass für einige Bestellungenarten gilt, dass bei Ausbleiben der Erfüllung der Lehrverpflichtung »ohne wichtigen Grund« vor dem Erreichen einer Regelaltersgrenze die Bestellung zur jeweiligen Position widerrufen werden kann. Welche Maßstäbe nun einen »wichtigen Grund« kennzeichnen, bleibt unklar.

Allerdings sind bereits die klar getroffenen Regelungen Grundlage der Misere, in der sich viele unbezahlte Lehrende heute befinden: Eine Vergütung wird bei einigen Bestellungenarten, gerade für Privatdozent\_innen und außerplanmäßige Professor\_innen, oft gar nicht erwähnt, für andere heißt es nur, dass eine Vergütung geleistet werden kann, generell aber die Pflicht zur unentgeltlichen Lehre besteht (mit Ausnahme der Lehrbeauftragten). Grund dafür ist, dass, wie einige Hochschulgesetze auch andeuten, die Positionen der unbezahlten Lehrenden nicht als hauptberufliche Tätigkeiten gedacht sind. Wenn man sich aber die reale Situation in Deutschland vor Augen führt, wird schnell klar, dass dort eine Lücke zwischen den Vorstellungen des Gesetzgebers und der Lebensrealität der unbezahlten Lehrenden klafft. Auch wenn die Vergütungen, sofern es sie gibt, laut einigen Gesetzestexten dazu gedacht sind, den zusätzlichen Aufwand abzudecken, ist wohl unschwer zu erkennen, dass die Zahlung von ca. 15–65 Euro pro Lehrstunde nicht wirklich den Aufwand der Vorbereitung, Durchführung und Nachbereitung, die Regelung von Prüfungsangelegenheiten und die Beratungstätigkeiten für Studierende ver-

güten kann. Will der unbezahlte Lehrende all diesen Tätigkeiten und zusätzlich seiner\_ihrer Forschung dennoch mit vollem Engagement nachgehen, so bleibt wenig Raum für eine weitere anspruchsvolle, hauptberufliche Tätigkeit.

Dies bringt die unbezahlten Lehrenden zumeist in eine schwierige Situation: So unattraktiv die Tätigkeit als Privatdozent\_in, außerplanmäßige\_r Professor\_in oder Lehrbeauftragte\_r vielleicht nun auch scheint, so notwendig ist sie auch für den Weg die Karriereleiter hinauf. Eine ordentliche Berufung als Hochschullehrer und andere Anstellungen an der Universität setzen eine vorherige mehrjährige selbstständige Lehrtätigkeit voraus. Wer also Chancen auf eine Berufung haben möchte, muss die Möglichkeit, überhaupt zu lehren, nutzen.

Auch wenn die unbezahlten Lehrenden keine angemessene Bezahlung erhalten, erhalten sie entsprechend ihrer Position einen Titel. Diese Titellehre scheint Voraussetzung für spätere Erfolge und somit für viele auf dem Weg nach oben nur schwer zu umgehen. Dass es an diesem Punkt auch zu einer sozialen Selektion kommt, ist nicht unerheblich: Unbezahlt zu arbeiten, können sich nur Personen leisten, die anderweitig – sei es durch Familie, Ehepartner oder andere Tätigkeiten – finanziell abgesichert sind. Personen, die bereits aufgrund anderer Umstände benachteiligt sind, oder solche aus sozial schwächerem Umfeld haben somit noch weniger Chancen auf eine Hochschulkarriere. Letztendlich bleibt auch für solche, die die unbezahlte Arbeit auf sich nehmen, die Unsicherheit, ob nach der jahrelangen selbstständigen Tätig-

keit tatsächlich eine feste Anstellung für sie in Zukunft zu erreichen ist.

Gerade in Bezug auf Lehrbeauftragte gab es in den letzten Jahren scheinbar Bemühungen, die Lücken im Recht zu schließen. Folglich entstanden – zum Beispiel in Bayern – zusätzliche Lehrbeauftragten-Vergütungsvorschriften, und in mehreren Hochschulgesetzen finden sich konkrete Passagen zur Vergütung von Lehrbeauftragten. Die nun gesetzten Regelungen sind aber weder eindeutig noch lösen sie die Zwangslage der Lehrbeauftragten auf. Es heißt sinngemäß in allen Regelungen zum Lehrauftrag, dass eine Vergütung gewährt werden kann, sofern die entsprechende Person nicht auf die Vergütung verzichtet. Wenn nun die Hochschule aber die zusätzlichen Ausgaben für die Lehrbeauftragten nicht schultern kann oder will, wird der\_die Lehrbeauftragte vor die Wahl gestellt, den Verzicht auf eine Vergütung zu erklären oder den Lehrauftrag zu verlieren. Zudem werden die unbezahlten Lehrenden meist auch nur semesterweise beauftragt; somit ist die Zukunftsplanung für sie nur schwer möglich.

Es soll bei alledem aber nicht vergessen sein, dass die Lehre für viele, die sie betreiben, nicht nur eine Bürde ist, für die man sie mit Geld entschädigen muss. Die meisten jungen Wissenschaftler\_innen wollen lehren und forschen, weil es das ist, was sie gerne tun und was sie gut können. Zu einem Hobby, das keiner Vergütung bedarf und das allein durch Ansehen und die Erfüllung von Idealen entlohnt werden könnte, macht dies ihre Tätigkeit aber auch nicht.

Dass die Selektion von Wissenschaftler\_innen, die mit vielen Hürden und Unsicherheiten einhergeht, nur eine Trennung von Spreu und Weizen, den Exzellenten und den weniger Geeigneten, sei, wird noch immer hier und dort vertreten. Nach eingehender Beschäftigung mit dem Thema gewinnt man aber vielleicht auch den Eindruck, als würden hier vielmehr jene aussortiert, die sich nicht den jahrelangen sozialen, finanziellen und beruflichen Unsicherheiten stellen können oder wollen, die mit unterbezahlter und stark befristeter Lehre einhergehen.

Wer sich habilitiert, bekommt in einigen Bundesländern automatisch, in anderen auf Antrag, eine Lehrbefugnis, die mit dem Titel

des\_der Privatdozenten\_in einhergeht. Für viele beginnt damit eine akademische Odyssee, deren fernes und nicht absehbares Ziel eine Professur ist.

Es sollte, so könnte man meinen, nicht nur im Interesse der Hochschulen selbst, sondern auch im Interesse des Staates sein, die jungen Menschen, die promovieren, sich ggf. habilitieren und anschließend eine Karriere in der Lehre anstreben, nicht mit einem so hoffnungslosen Bild der Hochschullandschaft zu konfrontieren. Das zuvor in den Hochschulen staatlich geförderte und weiterentwickelte Potenzial dieser jungen Wissenschaftler letztendlich nicht auszuschöpfen, nicht mit einer entsprechenden Bezahlung anzuerken-

nen oder wertzuschätzen, bringt nicht nur die Betroffenen in eine unglückliche Lage, es ist auch unwirtschaftlich und letztendlich wenig zukunftsweisend.

*Die Ergebnisse der Projektarbeit werden in Kürze als Informationsseite aufgearbeitet auf der Website der DGPhil unter <http://dgphil.de/unbezahltelehre> einsehbar sein. Verglichen werden im Detail für jeden der genannte Titel die Rahmenbedingungen für die sogenannte Bestellung, die mitgliedschaftliche Stellung in der Hochschule, die Art und – falls angegeben – Dauer und Widerrufsmöglichkeiten der Rechtsbeziehung zwischen dem Bestellten und der Hochschule.*



## Mitteilungen

Herbst 2016 — Nr. 33  
Analytisch vs. kontinental?

## Aus der Geschäftsstelle

Was das Administrative angeht, waren die vergangenen Monate in der Geschäftsstelle recht ruhig – umso aktiver waren unser Schatzmeister Dr. Michael Kienecker und sein Team in Münster. Weiterhin beschäftigen uns nämlich Datenaktualisierung und Beitragseinzüge. Selbst nachdem unter großem Aufwand mehrfach Hunderte von Mitgliedern angeschrieben wurden, haben wir von über 400 (!) Mitgliedern keine Bankverbindungen bzw. keine sonstige hinreichende Information über die Art und Weise ihrer Beitragszahlungen. Wir werden diese nun bis Ende des Monats versuchen zu kontaktieren, und sie, falls sich nicht klären lässt, wie der Beitrag in Zukunft erhoben werden soll, ggf. als letztes Mittel aus der Kartei streichen. Möglichst

schon Anfang November werden wir dann alle ausstehenden Beiträge für 2015 und 2016 einziehen.

Seit Jahresbeginn sind der DGPhil 169 Neumitglieder beigetreten. Dem stehen 57 Kündigungen und sechs Streichungen – z. B., weil das Versterben von Mitgliedern erst im Nachhinein bekannt wurde – gegenüber. Zum Stichtag 12. Oktober 2016 hat die DGPhil damit 2395 Mitglieder. Die ungewöhnlich hohe Anzahl der Kündigungen erklärt sich aus unserem Nachhaken bei zahlreichen Mitgliedern im Zuge der Beitragserhebung. Wie oben beschrieben, ist auch nicht auszuschließen, dass in den kommenden Wochen zahlreiche Mitglieder aus der Kartei gestrichen werden müssen. (mw)

